



17. Jahrgang.

Blumenau, im September 1924.

Nr. 9.

Läßt uns auch am schwersten Tag felsenfest vertrauen,
Läßt uns auch in dunkler Nacht deine Sterne schauen,
Läßt uns schaffend hier auf Erden nimmer müde werden.

Ost. 8, Vers 8. Und etliches fiel auf ein gut Land.

Nur Etliches.

Dass nur etliches auf ein gutes Land fiel, das ist gerade für uns oft eine niederdrückende Erfahrung. Gottesdienst ist Sämannsarbeit. Ewige Werte wollen wir bieten, Samenkörnlein ausstreuen, christliches Leben werten und pflegen — und wir wissen ja vom Haugarten oder vom eigenen Ader, dass nicht jedes Samenkörnlein keimt und aufgeht, oder gar zur großen, lebensstarken Pflanze sich entwickelt. Ein bestimmter Prozentsatz an Samen geht immer verloren. Aber doch sind wir manches Mal wieder enttäuscht, wenn irgendein Erlebnis uns wieder deutlich werden lässt, wie gering unser Erfolg ist. Dann kommen die Stunden, da wir glauben, wir seien ungeeignet zur Helferarbeit, wir sollten die Hände lieber davonlassen, die Arbeit anderen übergeben, die mehr wirken als wir. Wer diese Stunde noch nicht erlebt hat, der ist kein rechter Arbeiter auf Gottes Ader. Ein solcher steht immer wieder von neuem vor der drückenden Frage: Wie kommt es, dass so wenig nur Frucht bringt? Immer von neuem muss er sich prüfen: Moran liegt's? Liegt's am Samen? Ist er nicht mehr keimfähig? Ist er veraltet, taub? Nein, Gott, Jesus Christus veralteten nie. Die Kräfte des Evangeliums sind ewige Kräfte. Ja, wenn es von Jesus Christus nur hieße: „er war einmal“ — aber nein, es heißt: „er ist, er lebt, er ist da!“ Oder liegt's an der Sämannsarbeit, an der Art des Säens? Gewiss, kommt sehr viel auch darauf an, wie wir säen; dass wir das alte Evangelium so bringen, dass die Menschen es fassen und ergreifen können. Aber, weh uns, wenn es allein daran läge. Dann trüfe uns allein die ganze Verantwortung des geringen Erfolges. Es liegt auch am Boden! Es ist viel harter Boden da, viel steiniger und mit Dornen durchsetzt! Das macht unsere Sämannsarbeit so schwer — das macht sie aber auch so kostlich — dem unwilligen Boden die Frucht abringen, darin liegt ja unsere Aufgabe. Und nicht einmal diese wenige Frucht ist eigentlich unser Werk! Es ging — es geht ein Sämann über diese Erde — er fand harten, steinigen, dornigen Boden —; aber etliches trug doch Frucht.... Das war ihm genügend. Genügend, um selbstlos, still und treu seine Arbeit weiter zu tun; und wenn schwere, mutlose Stunden kamen, so lag in seiner Seele ein stilles, starkes Vertrauen: und etliches fiel auf ein gutes Land!

Ach hierzu stärke Jesu meinen Glauben!
Läßt mir denselben keinen Kleinmut rauben,
Läßt ich mit Jakob fest dich umfasse,
Und, eh du mich, Herr, segnest, nicht ablasse.
Ich lass' nicht ab mit Glaubenskampf und Leben,
Bis du mir wirst den Siegeskranz abtreten,

Du wirst auch endlich helfen Deinem Armen,
Der sich auf dich will ganz und gar verlassen,
Ja, außer dir weiß keinen Trost zu fassen,
Die Hilf und Sieg ist schon in meinen Händen,
Ist's hier nicht, wirst du es zum Himmel wenden.

Zum hundertjährigen Jubiläum der Berliner Missionsgesellschaft.

(Schluß.)

3. Theodor Wangemann. Es war dem Berliner Komitee nicht leicht, einen geeigneten Nachfolger zu finden. Die Einnahmen der Gesellschaft waren immerhin noch beschränkt. Sie betrugen im Jahr kaum mehr als 35 000 Taler. Aber die Aufgaben im Missionsseminar, in der Pflege des heimatlichen Missionslebens und der Leitung der überseeischen Arbeit waren so schwierig und so mannigfaltig, dass man einen Mann weit über den Durchschnitt brauchte. Nach manchen Fehlschlägen führte Gott der Berliner Mission in dem Camminer Seminardirektor Theodor Wangemann einen ausgezeichneten Missionsleiter zu, der drei Jahrzehnte hindurch, von 1865 bis 1894 mit starker Hand ihr Schifflein gesteuert hat. Wangemann erkannte bald, dass zu einer gedeihlichen Missionsleitung daheim und draußen eine gründliche Bekanntheit mit der wirklichen Missionsarbeit in Südafrika eine unerlässliche Bedingung sei. Nachdem er deswegen während der ersten anderthalb Jahre mit rastlosem Fleiß das ganze Missionsarchiv durchgearbeitet hatte, reiste er nach Südafrika hinaus, und besuchte unter den damals noch großen Reiseschwierigkeiten jede einzelne Berliner Missionstation und die meisten Außenplätze, sodass er sich über alle Personen und Verhältnisse an Ort und Stelle selbstständig ein Urteil bildete. Auf Grund dieser eindringenden Sachkenntnis war es dem Missionskomitee ungleich leichter, die Arbeit planmäßig weiterzuführen und auszubauen. Wangemann erkannte, dass die Zukunft der Berliner Mission in Südafrika in Transvaal liege. Dorthin legte er deshalb den Schwerpunkt. Unter seinem Direktorat wurden in Transvaal allein 23 Hauptstationen gegründet und planvoll eine große Arbeit aufgebaut. Manche dieser Stationen hatten eine bewegte Geschichte: Botschabelo, der Zufluchtsort, wo die aus Sekukunis Land und von Gerlachshoop geflüchteten Christen ein neues Heim gefunden hatten; Malokong, wo verschiedene Berliner Missionare, besonders Schlemann mit widerhaartigen heidnischen Häuptlingen jahrzehntelang zähe rangen; Mphome, wo Superintendent Knothe in weitem Umkreise ein Netz von Außenstationen und Predigtplätzen anlegte; Medingen, wo der missionarisch genial begabte Fritz Reuter eine Missionstation als evangelistisches Zentrum und zur Arbeits-erziehung der Schwarzen schuf; Johannesburg und Pretoria, wo die Gold- und Diamantenminen Scharen von Arbeitern aus ganz Südafrika zusammenströmen ließen, u. a.

Wangemann bemühte sich aber auch, in die deutsche Heimat zurückgekehrt, diesen Schatz großer und frischer Anschau-

ungen der Missionsgemeinde zuzuführen. Er war ein glänzender Erzähler. Maleo und Sekutuni, Botschabelo und seine führenden Christen, Martinus Sewuschan, Mantladi, Kathedi, Maloetle und andere wurden der heimatlichen Missionsgemeinde durch seine unermüdlichen Erzählungen bekannte Persönlichkeiten und Orte. Aber Wangemann schrieb auch ausgezeichnet. Er war einer von den damals in Deutschland nicht seltenen Missionsführern, welche die Meinung vertraten, es komme bei den Missionsfreunden, auch bei den Pastoren, nicht darauf an, daß sie sich ein allgemeines Missionswissen aneigneten, aber mit der Geschichte ihrer Mission, in diesem Falle also der Berliner, sollten sie gründlich vertraut sein. So schrieb er unermüdlich die Geschichte der Berliner Mission. Sein „Maleo und Sekutuni“ gehört zu den frischsten Schilderungen aus unserer Mission. Ein fünfblättriges Werk erzählte die Berliner Missionsgeschichte in Afrika in allen Einzelheiten. Zahlreiche Traktate, die zu Hunderten und Tausenden auf den Missionsfesten verkauft wurden, geben dazu anschauliche Erläuterungen.

Wangemann war mit allen Fasern seines Herzens mit der südafrikanischen Mission verbunden. Trotzdem war er weitblickend genug, sich nicht dauernd der Ausdehnung der Arbeit auch auf anderen Gebieten entgegenzustimmen. Im Jahre 1850 hatte der chinesische Missionar Karl Gützlaff mit flammender Begeisterung für deutsche Missionsarbeit in China geworben. Es waren in verschiedenen Städten, so auch in Berlin und Stettin, Hauptvereine für die chinesische Mission — auch ein Berliner Frauenverein für China — entstanden, und es waren meist dieselben Freundeskreise, welche die Berliner Mission und die chinesischen Unregungen pflegten. Aber die chinesischen Hauptvereine wollten nicht recht gebeihen. Die Zahl der hinter ihnen stehenden Freunde war klein, und hätten sie eine größere Werbetätigkeit entfaltet, so hätten sie die Arbeit der Berliner Mission gestört. Sie wünschten sich deshalb an die Berliner Mission anzuschließen. Nach langen Verhandlungen fand im Jahre 1882 auf Veranlassung D. Wangemanns die Verschmelzung dieser Hauptvereine mit der Berliner Mission statt. Letztere bekam so neben ihrer südafrikanischen Mission ein ganz anders gearbeitetes Arbeitsfeld in der Kwangtung-Provinz in Südhina.

Inzwischen war in der Mitte der achtziger Jahre über Deutschland die Sturm- und Drangperiode der kolonialen Aera hereingebrochen. Es waren dem Deutschen Reiche in verschiedenen Teilen Afrikas und der Südsee ausgedehnte Schutzgebiet und Kolonien zugefallen, die das deutsche Volk in verschiedenen Lebenskreisen zu einer überseischen Betätigung anregten. Es lag gewiß für die Berliner Mission mit ihrer reichen südafrikanischen Erfahrung besonders nahe, mit in diese koloniale Arbeit in Südafrika einzutreten, dann natürlich in Deutsch-Ostafrika. Aber Wangemann glaubte, daß die Verhältnisse noch zu ungelärt seien. Außerdem hatte er eben damals eine zweite Visitationstrise nach Afrika durchgeführt und war mit einem starken Eindruck von den großen dort noch wartenden Aufgaben heimgekehrt. Erst als durch den Sansibar-Bertrag 1890 die Grenzen des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes festgelegt waren, entschloß sich das Berliner Komitee, dort eine Arbeit zu übernehmen, und zwar sollte diese tief im Innern, vom Nordende des Njassa-Sees ihren Ausgang nehmen. D. Merensky wurde mit der Leitung der Pfadfinderschar und der Anlegung der ersten Stationen beauftragt.

4. Und wie steht es heute, nach hundert Jahren, in der Berliner Mission? Der furchtbare Sturm des Weltkrieges ist auch über ihre Arbeitsfelder dahingebraust. Die deutsch-ostafrikanische Arbeit, die so fröhlich aufgeblüht war und von der heimatlichen Missionsgemeinde mit besonderer Liebe gepflegt wurde, ist ihr fast ganz entrissen, und noch läßt sich nicht absehen, wo überhaupt, wann und unter welchen Bedingungen Berliner Missionare nach Daressalam oder an das Nordende des Njassa-Sees, auf die Bena- oder Hehe-Hochbene werden zurückkehren können. Aber die anderen Arbeitsfelder in Südafrika, Süd- und Nordhina sind der Berliner Mission erhalten geblieben. Freilich hat es auch hier an schweren Stürmen nicht gefehlt. Die Ententemächte hätten gar zu gern auch die deutschen Missionare ebenso wie die übrigen Deutschen aus allen diesen Gebieten vertrieben. In China war der Ausweisungsbefehl bereits erlassen, und mehrere Missionare hatten sich zur Heimreise gerüstet. Aber da hatten sich die Chinesen selbst, Christen und Heiden, ins Mittel gelegt und hatten die Zentralregierung mit Bitschriften und Telegrammen so bestürmt, daß diese darin willigte, die harmlosen und nützlichen deutschen Missionare

auf ihren Stationen zu belassen. In Südafrika hatten sich die treuen Buren mit solcher Tapferkeit der in ihrer Mitte lebenden Deutschen, auch der deutschen Missionare angenommen, daß die Engländer im Lande, auch die englische Regierung, die Deutschen nicht zu vertreiben wagten. Freilich auch so ist die Schwierigkeit groß, die ausgedehnten Missionsfelder ausreichend zu besetzen, die Arbeiten auszubauen und ihrem Abschluß entgegenzuführen. Bei der trostlosen Entwertung des deutschen Geldes ist es fast unmöglich, deutsches Geld in überseeische Länder zu schicken. Wie aber sollen dann die vielen Missionarsfamilien unterhalten, die notwendigen Bauten an Kirchen und Schulen ausgeführt und die sonstigen Bedürfnisse der Mission bestritten werden? In Südafrika ist es vielleicht möglich, mit Hilfe des verhältnismäßig großen und wertvollen Grundbesitzes die Berliner Mission einige Jahre ohne Unterstützung aus der deutschen Heimat aufrecht zu erhalten. Für China sind in hochherziger Weise die amerikanischen Lutheraner eingesprungen und haben wenigstens für einige Jahre die unumgänglich notwendigen Mittel zur Weiterführung und zum Ausbau der Arbeit zur Verfügung gestellt. So sind zwar die Schwierigkeiten groß. Über die göttlichen Durchhilfen sind noch größer. Und welche Gnade ist es, daß die Berliner Missionsgesellschaft am Ende des ersten Jahrhunderts ihrer Arbeit auf so ausgedehnte Missionsfelder in Südafrika vom Kap bis zum Limpopo, in Südhina in der Kwangtung- und in der Schantung-Provinz schauen darf! Und wie überaus erquidlich es ist, daß die heimatliche Missionsgemeinde sich mit bewundernswerter Treue und Opferwilligkeit um sie schart, um allen Schwierigkeiten zum Trost das gesegnete Gotteswerk durch die Not der Zeit hindurchzuretten. Wahrlich, die Berliner Missionsgemeinde hat Anlaß, mit dankbar bewegtem Herzen einen Stein aufzurichten wie Samuel: Ebenezer, Bis hierher hat der Herr geholfen!

Weil Christus auferstanden ist.

Von Gustav Schröder.

Wir gegenüberwohnt der Schmied. Bis in die Nacht hinein schallt sein Pinf-Pant, und wenn ich von auswärts komme, dann ist es mir ein lieber Gruß, wenn der helle Klang weit über die Felder sin schallt. Meister Jakob ist ein ferner Mann und, was höher steht, fromm und deutsch. In der Schmiede liegt die Bibel handlich, und der Herrgott ist ihnen vertraut. Daher kommt es, daß die Leute manchmal ein Wort sagen, das ein eigen Gesicht hat und schier über sie hinausragt. Neben der Arbeit hat die Freude einen breiten Raum. Die Schmiedsleute können noch lachen. Das Haus liegt wunderschön. Die Dorfstraße geht daran vorüber, an der Giebelseite klettert der Apfelbaum in die Höhe und flopft an die Schlafkammerfenster, hinter dem Hause ist der Dorfteich, an dem drei mächtige Linden stehen. Meister Jakob sitzt am Abend gern auf der Hausbank, bewegt allerlei inwendig und raucht die kurze Pfeife. Es hat ihn in seinem Leben nichts aus dem Geleis geworfen. Er ist noch mit allem fertig geworden. So als lerniger, fester Mann hat er vor seinem Jungen gestanden, als der abschiednehmend noch einmal heim kam, um dann mit einer Pionerabteilung als Schmied nach Syrien zu gehen. Der Meister, sein Weib und ich haben oft miteinander geredet über das, das in alle Ewigkeit durch nichts zu ersetzen ist. Dann stand die Frau in der Tür und lehnte sich an den Pfosten, der Mann rauchte, und ich saß auf der Feilbank. Es war merkwürdig. Der Leute ganze Glaube drehte sich um eins. Ein richtiger Osterglaube war es. Weil Christus auferstanden ist — darum — stimmt alles andere dazu. Alles andere. Seine Lehre, seine Wunder, seine aus dem Menschen-tum herausgebrachte Göttlichkeit. Weil er auferstanden ist, darum kann er unser Gott am Tische sein, darum kann er auch — mit dem Jungen sein, der jetzt aus Konstantinopel schreibt, darum kann er ihn — zu seiner Zeit wieder heimbringen. Das Glauben war den nachdenklichen Leuten zum inneren Erleben geworden. Darin gingen sie, waren wacker, zuversichtlich und fröhlich. Es kamen allerlei schwere Tage für die Leute in der Schmiede. Die Grippe ging um, warf Frau und Tochter aufs Lager, nahm dem Mann erst den schweren, dann auch den leichten Hamm r aus der Hand. Dazu blieben die Briefe von dem Jungen aus. Sie zögten nie, standen sicher in ihrem Schuh und hielten, was ihnen eigentliches Erleben geworden war, ganz fest, gleich, ob draußen der Herbstnebel wogte und das Gemü verdüstern wollte, der Schnee fiel und das Dorf halb begrub, der Frühlingswind über die Dächer blies, und die Bäume die

sichhungrigen Knospen schwelen ließen. Weil Christus aufgestanden ist. Fertig. Es gibt nichts, das darin nicht beschlossen wäre. Die Krieger waren, soweit sie nicht unter der Erde schließen, heimgekehrt, bloß Ernst Jakob nicht. Und es kam keine Nachricht von ihm, seit Wochen, ach, seit Monaten nicht. Die Nachbarn kamen in die Schmiede, Pferde beschlagen, Pflüge herrichten, Maschinen ausbessern lassen. Meister Jakob hat nie gezittert. Jeder Schlag saß. Wenn einer die Rede auf den Jungen brachte, dann war er harthörig. Nur die Meisterin konnte sich einmal nicht helfen. Sie redete heis auf einen Jämmernden drein: „Was willst Du denn? Er ist doch nicht allein.“ „So meine ich es nicht“. Und die Meisterin ging ins Haus. Für sie war der Junge niemals allein. Wunderbar, wie gerade klare, niemals überspannte Menschen sich an so ein einziges Wort klammern können, wie ihnen das der sichere Fels im Auf und Ab des Lebens sein kann. Es haben es wenige gesehen. Ich sah es. Der Meister und sein Weib sind in den letzten Wochen jeden Abend spät, um die Zeit, da der Zug auf der nächsten Haltestelle eintreffen mußte, über die Felder gegangen. Ganz still. Ich glaube nicht, daß eins gesprochen hat. Immer bis auf den Hügel gingen sie, dannkehrten sie um, der Meister rauchte seine Pfeife, die Meisterin ging gerade und sah geradeaus. So auch am Osterabend. Da erfüllte sich ihre Hoffnung. Oder war es mehr? Der Ernst kam schwer bepackt. Was war der Junge lang geworden, wie standen seine Augen groß und weit zu Seiten der scharfen, geraden Nase. Da kam er. Der Vater reicht ihm die Hand. „Tag, Junge!“ Er schmaubte kaum durch die Nase, nahm das Bündel aus der Hand und ging los. Drehte sich nicht um. Die Weiber können bei solchen Gelegenheiten ihrem Herzen nicht immer Zwang antun. Und wozu das sehn, wo Mutter doch sonst immer feste beieinander ist? Unterwegs wenig Worte. „Wie weit seid ihr gekommen?“ „Bis Nazareth. Da hatte ich die Feldschmiede.“ Als sie ins Haus traten, schlug die Uhr Mitternacht. Der Junge aß, Vater und Mutter sahen ihm gegenüber. Dann ließen sie sich erzählen. Also bis Nazareth seid ihr gekommen? Und die Türen? „Ach, Vater, ja, ja. Nicht allzuviel mit los.“ „Und der Jordan?“ „Na, ungefähr wie unsere Saale, aber tiefer.“ „Und heimwärts?“ „Das ist eine lange Geschichte. Im Schwarzen Meer sind wir in ein Minenfeld geraten, mußten die ganze Nacht still liegen. Wir hatten Funkentelegraphie an Bord. Da haben wir gefragt, wie wir wieder heraus könnten. Auf demselben Wege, auf dem wir hineingekommen wären, hat es geheizt. Es ging, aber es war doch eine fiktive Sache.“ „Und sonst im heiligen Lande?“ „Schön, Vater, o ja, aber Christus würde es nicht wiedererkennen, habe ich mir sagen lassen. — Wir sind in den Tagen zwischen Libanon und Antilibanon nach Norden geflohen. Da sind die englischen Flieger über uns gewesen und haben mit Maschinengewehren auf uns gefnattert. — Daz ich heim bin! Und gerade zu Ostern! Alles ist, wie es war, und — ich habe derweilen das Land gesehen, in dem Jesus die Kranken gesund gemacht hat und den See Genezareth, an dem er gepredigt hat.“ Mutter Jakob hat, glaube ich, die ganze Zeit keine zehn Worte gesprochen. Bloß zuletzt. „Ist es dir manchmal einsam gewesen?“ „Nein, Mutter, ich habe immer unser Haus vor mir gesehen und hab davon gedacht, daß ihr zu Abend am Tische sitzt und von mir redet. Und dann habe ich immer denken müssen, daß ihr sagt, weil Christus auferstanden ist. Ich habe das einmal mit einem Kameraden beredet, und der hat gesagt, man wisse gar nicht, was man habe, wenn man das von daheim mitbringe.“ „Nun geh schlafen. Du hast drei Tage kaum ein Auge Schlaf gehabt, wie du sagst.“ „Ja, aber morgen früh, nein, es ist ja schon heute, also heute früh weißt ihr mich. Ich gehe in die Kirche.“ Um 3 Uhr war der Junge zu Bett gegangen, konnte mit einem übervollen Herzen die Ruhe lange nicht finden, um 8 Uhr begann der Gottesdienst, und er hatte kaum drei Stunden geschlafen. Das letzte Läuten verhallte. Da stande Meister Jakob und sein Junge auf der Empore, die Meisterin saß im Schiffe, das Hellenchen war unter den Mädchen auf dem Chor. Der Junge hatte Nazareth gesehen, hatte im Jordan gebadet, hatte einen jämmerlichen Rückzug zwischen Libanon und Antilibanon hinter sich, hatte im Minenfelde gestellt, hatte überall seinen Osterglauken in sich gehabt — nun stand er im Dorfkirchlein und sang: „O auferstandener Siegesfürst!“ — Ihr meint, das sei alles schön zurecht gedichtet. Nein, der Junge geht fest an seinen zwei langen Beinen, schaut mit blitzen den Augen in die Welt — ein ferndeutscher Junge.

Die zehn Aussätzigen.

Eine Erzählung zu Lukas 17, 11—19.

Eine Schmiedefamilie war es, die in einem Dorfe Samarias wohnte. Der alte Meister, unter Sorgen und Arbeit grau geworden, stand in den Jahren, da der Mensch sich rüstet zur Heimfahrt. Nicht viel jünger war seine Frau, die trotz ihrer weißen Haaren noch so emsig und rüstig den Haushalt versorgte. Am Amboss aber stand ihr Sohn. Die Klingenden Schläge die weithin das Dorf durchhallten, zeugten von der jugendlichen Kraft, die in seinem sehnigen Körper stellte. Ja, der Alte hatte sein Handwerk an den Sohn abgegeben und stand nun gern mit seiner kurzen Pfeife vor dem weitgeöffneten Tor der Dorfschmiede und bot Kunden und Bekannten die Tageszeit, plauderte auch wohl gern ein Stündchen — er hatte ja Zeit und Alte plaudern gern und mit seiner reichen Lebenserfahrung konnte er wohl manchem jungen Menschen zurechthelfen. Es lehrte auch jeder gern ein in dem Schmieden, sauberer Häuschen, in dem Behagen und Zufriedenheit wohnten. Da kam eines Tages das Unglück in die Familie. Der Sohn war über Land gewesen, um Arbeit für seine Esse zu holen. Am nächsten Tag war er frank. Das Fieber hatte ihn gepackt, und der Ausschlag, der sich bald am Körper zeigte, brachte die furchtbare Gewissheit: aussätzig! Behaftet mit jener eiserregenden, ansteckenden Krankheit, die heute noch in Palästina so häufig ist wie zu Jesu Zeit. Das Gesetz Mosis hatte scharfe Vorschriften gegen den Aussatz: Wer von ihm befallen, mußte die Ortschaft verlassen, durfte mit keinem Gesunden in Berührung kommen. Zwar: Der Mutter Liebe hätte gern den Sohn im Hause gehalten und gepflegt, auch auf die Gefahr hin, sich selber anzustecken. Welche Gefahren kann Mutterliebe nicht auf sich nehmen! Aber des Vaters nüchtern, klarer Verstand behielt die Oberhand. Er kannte die Strafen, die auf Verheimlichung der Krankheit standen; er überschaute die Gefahr, die der Kranke für das Dorf, ja für die ganze Gegend bildete. Die Verantwortung wollte und konnte er nicht auf sein Gewissen nehmen. So mußte der Sohn das Elternhaus verlassen, bei Nacht, daß es nur niemand gewahr würde. Die Mutter gab ihm das Geleit bis zum Dorfausgang. Da brach sie weinend zusammen, Der Sohn aber eilte geheizten Schritts in die öde Einsamkeit, in die das kalte Gesetz Mosis die elendesten unter den Menschenkindern verstieß. Drinnen in der Schmiede aber stand am nächsten Morgen wieder der alte Meister und führte so harte Schläge mit dem schweren Hammer, als wollte er seinen Schmerz auf dem eisernen Amboss zerstören. Das waren trübe Tage, die in das sonst so freundliche Häuschen einzogen. Jeden Tag wanderte das alte, vom Leid gebeugte Mütterchen zum Ephraimgebirge, in das der Sohn geflüchtet, um ihm Essen zu bringen, um ein klein wenig Liebe in sein trostloses Dasein zu tragen. Dort standen sie täglich auf vier Ellen gegenüber — weiter durfte der Aussätzige dem Gesunden sich nicht nähern —, und nur die schweigende Einsamkeit hörte die Worte, die Mutterliebe zu ihrem verstoßenen Sohne sprach. Der aber hatte inzwischen Genossen des Elends gefunden. Einer nach dem anderen kam hinzu, so daß es schließlich 10 an der Zahl waren. Seltsame Gesellen waren darunter mit wilden Gesichtern. Fast unheimlich war's für unsrigen jungen Freund in dieser zweifelhaften Gesellschaft. Bis dahin hatte er still und ergeben sein Los getragen — wie ein Schicksal, das nun einmal über ihn verhängt war. Die Besuche seiner Mutter hatten ihn mit dem Leben in Zusammenhang erhalten, hatten ihn die Schrecknisse seines Lebens tragbar erscheinen lassen. Und wie hatte er sich — bei allem Mitleid — zuerst doch gefreut, Genossen des Leidens zu finden! Aber wie furchtbar wurde er enttäuscht! Flüche und Lästerungen gellten täglich an sein Ohr, Trohungen gegen die erbarmungslose Menschheit verleideten ihm selbst die Besuche seiner Mutter. Jetzt erst fühlte er die ganze Schwere seines Leidens. Jetzt erst fühlte er, daß das Leiden den Menschen nicht nur elend machen, daß es ihn auch verbittern kann. Und es stand nahe daran, auch bitter zu werden. Wie sehnte er sich jetzt mitunter nach seiner früheren Einsamkeit zurück! Wer das Elend schweikt zusammen, und die Lieblosigkeit der Menschen schmiedet eine Kette um die Verstoßenen. So blieb er in der düsteren Gesellschaft und fühlte immer deutlicher, daß er nicht nur äußerlich, daß er vor allem innerlich immer elender würde. Und doch war das Maß seines Leidens noch nicht voll. Eines Tages blieb seine Mutter aus. Am nächsten Tüber wartete er wieder an der verabredeten Stelle — wieder vergeblich. So ging es Tag für Tag. Allerlei Gedanken durchzogen

sein Gehirn und zermarterten sein Herz. Was möchte geschehen sein? War sein Mütterchen frank geworden? Oder hatte ihn vergessen? Da kam endlich die Auflärung. Schon von weitem sah er sie: die von Leiden gebeugte Gestalt seiner Mutter. Noch gebückter ging sie als zuvor, als hätte sie noch eine neue Last zu tragen. Ja, das hatte sie auch: den Sohn hatte ihr das Gejeh Mosis genommen, den Mann hatte ihr jetzt der Tod geraubt! Mit schluchzenden Worten erzählte sie den jähnen Tod des Vaters. Ihre Lippen presten sich hart aufeinander wie zwei Sarghälften sich auseinander presten. Ein weher Schmerz durchzuckte das wunde Herz des Sohnes. Warum das? Womit hatte er das verdient? War er nicht stets ein rechtschaffener Mensch gewesen? Was würde nun aus der elsterlichen Schmiede? Was sollte aus seiner alten Mutter werden, die durch ihrer Hände Arbeit ihr Leben nicht mehr fristen konnte? Er hätte ausschreien mögen vor Jammer und Elend! Da stand sie vor ihm, seine gebeugte Mutte! Was sollte er ihr sagen? Kein Wort brachte er über seine schmerzenden Lippen. So gingen sie schweigend auseinander wie zwei Menschen die nur eine Sehnsucht fannen. Die Sehnsucht nach dem Tod als Erlöser von Schmerz und Leid. Da, als die Not am größten, war die Hilfe am nächsten. Als nur noch der Tod erlösen zu können schien, trat das Leben auf: Jesus kam auf seiner letzten Wanderung nach Jerusalem. Noch einmal durchzog er die Gegenden seiner Wirksamkeit, überall hellend, heilend, den Weg weisend zum Vater im Himmel. Die Freude von seinem Nächsten verbreitete sich rasch von Ort zu Ort und drang auch in das Witwenstübchen unserer Dorf-Schmiede. Wie ein Aufleuchten ging's durch das leid durchdrückte Gesicht der alten, gebeugten Frau, — wie ein fernes Klingen, das an das Ohr der einsam im Walde Verirrten schlägt. Dort war, noch Rettung, ja: die einzige Rettung! Hatte er nicht so vielen geholfen? Freilich: ihr Sohn war ein Samariter, einer aus dem Volk, das die Juden verachteten. Und Jesus — ein Jude! Aber in der Gemeinschaft ihres Sohnes waren doch auch Juden! Ja, alle andern waren Juden! Vielleicht würde er um dieser seiner Stammesgenossen willen auch ihrem Sohne helfen! Schnell hatte sie den Sohn benachrichtigt. Der aber schüttelte traurig den Kopf. Wie würde ein Jude einem Samariter helfen! Ja, die andern würde er wohl gesund machen, aber ihn, den Samariter? Mein, er wollte sich keinen törichten Hoffnungen hingeben. Und die andern? Selbstverständlich wollten sie's versuchen! Er konnte sie ja höchstens abweisen! Und trotz seines Widerstrebens zogen sie unsern Freund mit sich, als sie der Straße zueilten, auf der Jesus kommen mußte. Jetzt stehen sie sich gegenüber: die 10 Ausätzigen und der Menschen Schwarm der Jesus umgibt. Einige bücken sich und heben Steine auf, um in gewohnter Weise die Ausgestoßenen zurückzutreiben. Ein Blick in Jesu Augen — und sie lassen beschämt die Steine zu Boden fallen. Aber sie weichen alle zurück aus Furcht vor Anstechung. Nur Jesus bleibt stehen, in den Augen dieses Erbarmen. Und ihm gegenüber das Elend. Aber es wagt sich nicht heran. Von ferne steht es und erhebt seine herzerreißende Stimme: „Jesus, Meister, erbarme Dich uns!“ Ob der Samariter auch mitgerufen hat? Ich weiß es nicht. Aber ich glaube, er hat es nicht gewagt. Und Jesus überschaut die besammernswerte Schar. Er blickt jedem ins Herz. Er weiß, sie sind's alle nicht wert — bis auf den einen, der in zaghafter Scheu dort hinten steht. Aber um dieses einen willen seltsam: Das alte Mütterchen hatte vor kurzem das Gegenteil gedacht! Und dann: waren's nicht alle besammernswerte Geschöpfe, die seine Hilfe brauchten. Vielleicht konnte er ihnen damit auch innerlich zurechthelfen. Aber dazu mußte er sie erst auf die Probe stellen: „Gehet hin und zeiget euch den Priestern!“ So voll Aussatzes, wie sie sind, müssen sie zu den Priestern gehen, um sich von diesen für rein erklären zu lassen. Jesus wendet sich wieder zum Volke und überläßt die Zehn ihrer Willens- und ihrer Glaubenskraft. Die gehen dem nahen Dorfe zu. Einige von ihnen murren: „Den Weg hätte er uns auch sparen können“. Einer meint: „Er will uns bloß los sein, darum schickt er uns zu den Priestern!“ Aber das Verlangen, diesem grausigen Elend zu entkommen, ist zu stark, und so gehen sie weiter. Wenige Schritte — und etwas ganz Wunderbares geschieht. Mit weit aufgerissenen Augen starren sie einander an, als könnten sie's nicht fassen. Sie sehen auf ihre Hände, betasten ihr Gesicht — wirklich, es ist kein Traum, keine Täuschung, es ist Tatssache, beglückende Tatssache: Der Aussatz ist gewichen! Sie sind rein! Ein Gefühl, wie sie's seit Jahren nicht gefühlt, durchströmt ihr Herz, ein Gefühl namenloser Freude: Sie sind der Menschheit

wiedergegeben, aus der sie ausgestoßen waren! Und nun stürzen sie zum Priester, eilen beglückt in ihr Heim, das sie solange entbehrt, kehren zurück zu den Eltern, zurück zu Weib und Kind. Ja, liebe Freunde, können wir's ihnen verdenken? Würden wir nicht in ähnlicher Lage ebenso handeln? Und doch — einer bleibt zurück! Er stürzt nicht zu den Priestern, er geht nicht zu seiner einsamen Mutter — er geht zurück! Doch da sieht er eine gebeugte Gestalt sich lösen aus der Menge, die Jesus umdrängt: sein Mütterchen! Es hatte sich in die Menge geschlichen, um zu sehen, was aus ihrem Sohne werden würde. Und der Sohn hatte es in der Aufruhr der vorhergehenden Minuten nicht erblickt. Und nun wankte sie ihm entgegen. Wie ein Fieber hatte sie's gepackt: ihr Sohn gesund! Und der Sohn springt zu und umfaßt die wankende Gestalt. Er sieht noch ein seliges Leuchten in dem brechenden Mutterauge — dann sinkt die Gestalt zusammen — auf der höchsten Höhe beglückter Mutterliebe. Jesus sieht den ganzen Vorgang, aber sein Wort kommt über seine Lippen. Oder denkt er vielleicht an sein eigenes Wort: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert!“ Was wird der Heilste tun? Ist sein Glaube stark genug, nun auch diese Probe noch zu bestehen? Wird der Tod ihn halten oder das Leben? Einen Augenblick scheint er zu schwanken. Dann läßt er sanft den geliebten Leichnam zur Erde gleiten und geht mit festen Schritten auf seinen Wohltäter zu. Dort sinkt er in die Knie und dankt — dankt. Wofür? Für die Heilung? Für das Erleben dieser Stunde? Für den Glauben, den er in ihr gefunden? Er weiß es selbst nicht. Jesus aber weiß es: daß er das Kind des Vaters im Himmel geworden ist. Noch einmal verdunkelt sich des Herrn Auge. Er gedenkt der andern, der Neun die ohne Dank fortgezogen sind. Dankt so die Welt? Ist das das Echo seiner Taten, seines Lebens? Und er denkt weiter den Weg, den er jetzt geht, den Weg nach Jerusalem. Und er weiß, wie der Dank aussehen wird, mit dem die Menschheit dort für seine Lebensarbeit danken wird. Und schwer und schmerzvoll kommt's von seinen Lippen: „Sind nicht 10 rein geworden? Wo sind die Neun?“ Schnell aber reißt er sich von diesen trüben Gedanken los und wendet sich zu dem, den er eben gewonnen: „Stehe auf, gehe hin; dein Glaube hat dir geholfen!“ Der aber geht in das Leben zurück, und es ist doch ein ganz neues Leben, in das er nun eintritt. Er ist ein ernster Mann geworden, innerlich ausgereift unter den Augen des Heilands. Und als er wieder am Abhang steht, da wird ihm jeder klingende Hammerschlag zum Lobpreis seines himmlischen Vaters.

Feierabend.

Aus den „Dorfgedanken“. Von Georg Flemming
(Neuwert-Verlag, Schlütern).

Feierabend! In dem Wort liegt ein Zauber, den die Menschen der großen Städte ganz gewiß nicht mehr so spüren wie wir. Das rennt dort, hastet und drängt bis in die späte Nacht hinein; nur über den Frühmorgenstunden des Häusermeeres liegt so etwas wie Ruhe. Das haben die, welche ihr Leben der Raslosigkeit verschrieben haben, mit den Mühlengängern gemein, daß sie keinen Feierabend haben. Denn wie der Weg zum Glück durch die Not, so führt der Pfad zur Abendruhe durch des Tages Fleiß, nach Goethes Wort: „Ein schöner Abend naht heran, wenn ich den ganzen Tag getan“. Es ist wahr: „Ruhe ist Glück, wenn sie Ausruhen ist, wenn wir sie gefunden, nachdem wir sie gesucht; aber Ruhe ist kein Glück, wenn sie unsere einzige Beschäftigung ist.“ Es sei denn, daß uns der grüne Rasen deckt, hier liegen desto stiller wird es. Hier und da schlägt in den Büschchen noch eine Drossel uns aus der alten Eiche, in Nachbars Garten fliegen surrend ein paar Räuber auf. Um das Schultürmchen treiben jagend einige Fledermäuse ihr Huschspiel. Frisch gewaschen, sammelt sich das Jungvolk um die Dorfsbrücke. Die Alten aber sitzen vor allem an Sonntagen plaudernd oder sinnend auf der Hausbank am Weinstock oder zwischen den Fliederbüschchen des Haugartens. Das „Licht“ wird jetzt gespart. Nur drüber bei der Kirche sind ein paar Fenster erhellt, nämlich in der Pfarre, im Schulhaus und dem Dorfwirt, den Pflegern des „Heiligen“ auf dem Lande. Doppelt lobend nach dem heißen Tage weht eine kühle Luft von den bewaldeten Bergklammen ins Tal, der Mond lugt schließlich neugierig in die Winde und Dorfgassen.... Dann geht ein Geist im Dorf um, schreitet von Bank zu Bank, wo zu Hause der Alten hemdärmetig und barfuß das Schulvoll hockt. Er ist allen willkommen;

denn er gehört nach Goethe zu den „lieblichsten Würzen der Welt“. Er heißt: Erinnerung. Geraude jetzt ist sie drüben bei dem Schulnachbarn eingekehrt, der an schönen Abenden regelmäßig eine kleine Schar um sich sammelt. Kinder, ist das herrlich, wenn der Alte, der ein Gedächtnis wie ‘ne Kneifzange hat und geistig so frisch ist wie ein Dreißigjähriger, aus dem Schatz des Selbsterlebten oder Gelesenen — er ein „Franzenreicher“ — Altes und Neues hervorholst. Nicht minder schön war es, als ich jung war und seine Mutter von den Taten der Mahner draußen bei uns in den Walddecken und Bergwinkeln, weitab von der Heimat der Autos und Elektrischen, dort, wo die Hütten im Grünen stehen, da gehört die Abendstille mit ihrer Erquickung noch nicht in das Reich der Sage oder zu den Vorrechten Auserwählter, sondern zu den Tagen aller, die sie haben wollen. Wenn die Abendglocke die Nacht aus dem dämmernden Wald ruft und köstlichen Abendfrieden über die Fluren breitet, dann macht sie der Fleißigen Hände feiern, und wie im Becher Wasser aus klarem Quell nach schwerem Schaffen im Sonnenbrand, so erquidet der Abend die Müden. Nur für kurze Zeit erwacht noch einmal im Dorf die häusliche Arbeit. Die Schornsteine rauchen und die Hirten treiben heim. Dichter legen sich aber die dunklen Flügel der Dämmerung auf Dächer und Straßen und den Uebelaten des Schinderhannes, dem „grauen Männchen“ und dem Mönch ohne Kopf. Heut meinen sie, das sei gefährlich für die jungen Seelen, von all dem Spuk und Überglauken meist Ueberlieferungen aus grauer Heidenzeit, zu hören. „Unsinn“! sag ich. Wahr ist's daß uns anno dazumal ein Handtuch in Gemeinschaft mit ein wenig Mondlicht Gruseln erweckte, aber — schön war's doch. Das Gegengewicht lieferte ja die mächtig aufklärende nüchterne Schule. Und wenn die Nüchternheit so weiter um sich greift wie gegenwärtig, daß schließlich die Wegewarte keine Braut mehr ist, die auf ihren Verlobten wartet und das Räuchchen kein Herold Freund Heines und Wald und Wiese nur Pläne für Dünner und Stutzer, Menschen, ist das schöner? Was habt ihr davon, wenn der „wilde Jäger“ auswandert und das bedeutungsvolle Österwasser bedeutungslos geworden ist, wenn die sich zu pužende Katze keinen Besuch mehr ankündigt und das umgefallene Salzgefäß nicht mehr vor Streit warnt?

Ist das besser, wenn Alt und Jung abends nur die neuen Mordgeschichten aus der Tageszeitung wiederholst, oder ber neumodische, auf den Geldbeutel der Dummen spekulierende und in einer gewissen Großstadtpresse inserierende Überglauke gepflegt wird. Ach nein! Als uns eins die alte Nachbarin ihre Geschichten erzählte, fällte die Gegenwart sofort ihr Urteil über Gut und Böse vor den Ohren derer, die nach uns des Weges kommen.

Symbole.

Aus den „Religiösen Studien eines Weltkindes“
von W. H. Riehl (Cotta, Stuttgart).

Das Wort „Symbol“ bedeutet zuerst ein Erkennungszeichen, später ein Sinnbild, und das Apostolikum ist beides. Wir haben vielerlei kirchliche Symbole; auch die äußere Form der Taufe, des Abendmahls, der Liturgie ist symbolisch in jedem Doppelsinn. All diese Symbolik ist nebenbei auch durch das Alter geweiht, ja das Alter wird hier selber zum Symbol, zum Sinnbild des Unantastbaren und Notwendigen, welches über der Zeit, das heißt, über menschliche Willkür steht. Man soll hier an nichts rütteln, und es läßt sich aus der Natur des Einzelgeistes wie des Volksgeistes begründen, daß die Kirche selbst in Neuerlichkeiten konservativ sein muß, wenn sie überhaupt als Kirche im Volksbewußtsein bestehen will. Andernfalls wir doch auch den Text alter Gesangbuchlieder nicht, selbst wo der Wortlaut unserem heutigen Sprachgebrauch widerstrebt, und trotzdem solche Lieder jenem freien Gebiet schon nahe lehen, wo die kirchliche Kunst das Recht hat, sich im Geiste der Zeit fortzubilden. Geraude der Kampf hierüber und die Scheune, welche der echte Künstler sich sezen wird, spricht gleichfalls für die Altersweihe der Symbole. In einer Bibliothek entdeckte ich mehrere Bände Freimaurerlieder und machte mich mit begreiflicher Neugierde darüber. Ich fand mich aber sehr enttäuscht und behielt kein einziges im Gedächtnis; unsere alten evangelischen Gesangbuchlieder, in ihrer urwüchsig volkstümlichen Kraft gefielen mir weit besser; von ihnen lernte ich sehr viele auswendig und habe sie in meinem Leben nicht wieder vergessen. Die Religion kann des Bildes nicht entbehren, denn sie quillt aus dem Gemüte und wendet sich mehr an das Ge-

müth und den sittlichen Willen als an den kritischen Verstand. Der Glaube ist die Gewissheit dessen, was man nicht sieht; wir wollen aber doch sehen und erblicken das Unsichtbare im geistigen Bild. Zahllose Stellen der Evangelien sind symbolisch; redeten sie nicht, im Bild und Gleichnis, so würde „das Evangelium“ gar nicht siegreich durch die Völker und Zeiten gegangen sein. Den Sinn eines Symbols muß sich aber ein jeder selbsterarbeiten, er muß es sich deuten und die tiefsten Symbole sind zugleich die vieldeutigsten.

Lesefrüchte.

Der Dich gemacht hat, weiß auch, was er aus Dir machen soll. (Augustin.)

Gott fragt nach der Wurzel, nicht nach der Blume. (Augustin.)

Glaubt ihr, meine Brüder, irdisches Unglück sei zu fürchten, irdisches Glück aber nicht? Wen kein Glück verdirbt, den mag auch kein Unglück brechen. (Augustin.)

Die Worte Gottes sollen in unseren Herzen nisten; sie sollen nicht kommen und gehen, sondern sich niederlassen und bleiben und sie sollen etwas in uns hervorbringen. (Augustin.)

Die Liebe ist die Schönheit der Seele. (Augustin.)

Mit der Liebe zuvorkommen ist die beste Aufforderung zur Liebe. (Augustin.)

Besser ist es hinkend auf dem rechten Wege zu gehen als mit festem Tritt abseits. (Augustin.)

Wessen Herz von Liebe erfüllt ist, der ist stets ein Gedenker. (Augustin.)

Der vollkommene Gehorsam weiß von keinem Gesetz. (Augustin.)

Nichts ist so menschlich wie das Unvermögen, den Menschen ins Herz zu bliden. (Augustin.)

Die Menschen fürchten einen schlimmen Tod, ein schlimmes Leben fürchten sie nicht. (Augustin.)

Das Enthüllte und das Verhüllte im Bibelbuch hält der, der sich in allem, was er ist und tut, an der Liebe hält. (Augustin.)

Wer alles, was erlaubt ist, tut, ist nicht mehr fern vom Unerlaubten. (Augustin.)

Nur mit Mühe und Arbeit erwirkt man die Nahrung des Lebes — mit wie viel größerer die Nahrung des Geistes. (Augustin.)

Das Bekennen der schlechten Werke ist der Anfang der guten Werke. (Augustin.)

Viele, die das Land der Liebe verloren haben, treten doch nicht aus der Kirche aus, weil sie durch weltliche Vorteile festgehalten werden und das Ihre suchen, nicht das, was Jesu Christi ist. Weil sie von ihrem Eigentum nicht scheiden wollen, wollen sie auch von der Einheit mit Christus nicht scheiden. (Augustin.)

Die menschliche Natur hat ein soziales Wesen (sociale quiddam est humana natura). (Augustin.)

Wo die wahre Gerechtigkeit fehlt, da gibt es keinen Staat, auch kein Volk, sondern nur eine wie immer beschaffene Menge, die des Namens „Volk“ unwürdig ist. (Augustin.)

Wie es in der katholischen Kirche auch Unkatholisches gibt, so kann es auch katholisches außerhalb der katholischen Kirche geben. (Augustin.)

So nahe wie die Platoniker ist uns Christen niemand gekommen. (Augustin.)

Im himmlischen Staat gibt es keine andere Weisheit des Menschen als die Frömmigkeit, durch welche der wahre Gott auf rechte Weise verehrt wird, und sie erwartet in der Gemeinschaft der Heiligen dies als Lohn, daß Gott sei alles in allem. (Augustin.)

Die göttliche Vorsehung leitet die Geschichte der Menschheit von Adam bis zum Ende der Geschichte so, wie wenn sie die stufenweise sich entwickelnde Geschichte eines Menschen von der Kindheit bis zum Greisenalter wäre, und daher hat auch die Sittlichkeit ihre Grade, bis die höchste und vollkommenste Sittlichkeit erreicht wird. (Augustin.)

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden

Timb6. Am 5. Oktober will unsere Pfarrgemeinde eine Festlichkeit veranstalten. Sind es doch 25 Jahre her, seit sie gegründet wurde. Am Festtag wollen wir uns alle aus den einzelnen Sprengeln der Pfarrgemeinde gegen 11 Uhr zu einem Dankgottesdienst in der Timboer Kirche versammeln. Daran

anschließend geht es im Festzug nach dem Schützenhausplatz, wo es an Unterhaltung für den Nachmittag nicht fehlen wird. Der Abend soll die Festteilnehmer noch einmal zusammenführen. Was Geist und Herz erfreut, soll geboten werden. Dazu gute Musik zu hören bekommen, dafür wird die „Lyra“ zu Blumenau sorgen. Gesänge, Deklamationen usw. werden den Abend verschönern helfen. Alle sind zu unserem Feste herzlich eingeladen, ganz besonders auch unsere Nachbargemeinden.

○ Für den Familientisch. ○

Des Liedes Kraft.

Von E. Neehler.

1. Wie groß ist des Allmächtigen Güte!

Es war im Jahre 1752. — Novemberstürme brausten durch die Straßen der Stadt Leipzig und trieben mit den herabfallenden Schneeflocken ihr lustiges Spiel die Menschen Mühe hatten, gegen den Sturm anzukämpfen. Ein jeder war froh, der sein schützendes, behagliches Heim erreicht hatte.

Ein schwächlicher, geistvoll aussehender Mann, etwa Ende der Dreißig, blieb vor einem Hause stehen; er wußte sich den Schweif von der Stirn trotz dem kalten Wintertage. Das Ankämpfen gegen die Gewalten der Witterung hatte ihn dermaßen erschöpft, daß er erst einige Augenblicke still stehen mußte, ehe er die vielen Stufen zu seiner Dachwohnung hinaufzuhilfsummen imstande war. Endlich hatte er sie erreicht, und Atem schöpfend, warf er sich auf einen Stuhl.

Auf den ersten Blick verriet das Zimmer die Wohnung eines Gelehrten.

Auf dem Schreibtisch und der danebenstehenden hohen Bank lagen geschriebene und gedruckte Schriften, die von der fleißigen Arbeit des Bewohners Zeugnis gaben.

Professor Christian Fürchtegott Gellert, so hieß der Gelehrte, hatte ein angenehmes Kleinherr; ein reiner Charakter und ein edles, gutes Herz sprachen aus den seelenvollen Augen. Eine ernste Sittlichkeit war in der ganzen Erscheinung und in dem Wesen Gellerts verkörpert, die allgemeine Achtung erheischte.

Sorgenvoll aber blickten heute die blauen Augen, und Seufzer auf Seufzer entstieg der Brust, während die weiße Rechte sich auf das offenbar schmerzende Herz preßte.

Den jungen Professor drückte heute, wie schon oft, in besonderer Weise seine schwache Gesundheit, körperliche Schmerzen hinderten ihn nicht selten an seiner Arbeit. Die stürmischen, nassen Novembertage liehen ihm seine Schwäche und seine nur unzureichende kalte Wohnung deutlich fühlen. Er wußte nur zu gut, daß die zugige, kalte Stube seiner Gesundheit schädlich war — aber er sah keinen Ausweg.

Sein Gehalt war nur klein, und der geringe Erlös aus seinen Schriften nötigte ihn zur größten Sparsamkeit.

Doch es währte nicht lange, so blickten die Augen wieder hell. Christian Gellert kannte die Kraftquelle, in die er das sorgende Herz immer wieder eintauchen konnte. Es hieß nicht umsonst von ihm, daß er wie ein Fels aus den Fluten des trallesten Unglaubens emporragte.

Der junge Gelehrte setzte sich nun an den Schreibtisch, er nahm ein Schriftstück zur Hand, das er vor seinem Ausgang begonnen hatte; es war ein neues Lied:

„Ich hab in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden
Und Freuden ohne Zahl;
So will ich denn gelassen
Mich auch im Leiden fassen;
Welch Leben hat nicht seine Qual?“

„Ja, Herr, ich bin ein Sünder,
Und stets strafst du gelinder.
Als es der Mensch verdient.
Sollt ich, beschwert mit Schulden,
Kein zeitlich Weh erdulden,
Das doch zu meinem Besten dient?“

Dir will ich mich ergeben,
Nicht meine Ruh, mein Leben
Mehr lieben als den Herrn;
Dir, Gott, will ich vertrauen
Und nicht auf Menschen bauen,
Du hilfst, und du errettet gern.“

Gerade schrieb er:

„Ich will dem Kummer wehren,
Gott durch Geduld verehren,
Im Glauben zu ihm flehn —“

da stopfte es.

Herein trat ein alter Herr. Erstaunt, ja enttäuscht sah er sich nach kurzem Gruß in der armeligen Dachstube um.

„Bin ich denn recht bei Professor Gellert?“ begann er endlich und setzte sich nur zögernd auf den ihm angebotenen Stuhl.

„Ja, ganz recht, mein Herr, wen habe ich die Ehre in meinem Heim zu begrüßen?“ entgegnete Gellert, halb bellustigt über des Fremden Enttäuschung.

„Verzeihen Sie, Herr Professor, meine Verwunderung; aber, offen gestanden, ich hatte mir Ihr Heim ganz anders vorgestellt. Sie sind doch ein berühmter Mann —“

„Nun nun, davon ist wohl keine Rede. — Doch mit was kann ich Ihnen dienen? Und wen habe ich die Ehre zu sprechen?“

„Mein Name ist Türfeld, und ich komme, um Ihnen zu danken.“ Der Fremde hatte sich erhoben und streckte beide Hände dem nun seinerseits erstaunten Professor entgegen, der ihn fragend anblickte.

„Mein Dank sollte mein erstes Wort sein, statt dessen verwirrte mich Ihre Wohnung; also, Gott vergelt's! lieber Herr Professor. Sie haben mir etwas ins Herz hineingesungen, was mich nicht wieder losläßt, das mir Tag und Nacht eine Segenskraft ist, nämlich das herrliche Lied: „Nach einer Prüfung kurzer Tage“, besonders die Strophen:

„Einst werd ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah,
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerhörlich hier geschah.“

Mein Leben ist so reich an Sorge und Leid, daß ich schier zu verzagen drohte und Gottes Liebe bezweifelte, noch schlimmer, ich haderte mit ihm — aber nun ist's anders, Ihr Lied hat mich zu Gott geführt und mit seine Liebe gezeigt. Sie sind mein Retter! O, wie viele werden Ihnen in der Ewigkeit danken, nicht nur eine Seele, wie Sie so schön singen:

„Da ruft, — o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Seliger zu:
Heil sei dir, denn du hast das Leben,
Die Seele mir gerettet, du!
O Gott, wie muß dies Glück erfreuen,
Der Retter einer Seele sein!“

Sehen Sie, wie tief Ihr Lied schon in mir Wurzel gesetzt hat, daß mein alter Kopf es schon zum Teil auswendig kann.“

Gellert hatte tief ergriffen den Worten des Fremden gelauscht, und ein tiefes Dankgefühl durchflutete seine Seele und ließ ihn alle Unbillen des Körpers vergessen. Ja, o Gott, wie kann das Gefühl erfreuen, der Retter einer Seele sein! —

Beide Männer schwiegen. Endlich begann Herr Türfeld aufs neue: „Daz mir Ihre Wohnung nicht gefällt, sagte ich schon, nein, die ist nichts für Sie... Ihr Arbeitszimmer muß ein helles, sonniges Gemach sein. Hu, wie kalt ist es überhaupt bei Ihnen. Ihr Ofen taugt, scheint's, nichts.“

Gellert unterbrach seinen Besucher mit keinem Wort, denn daß der Ofen unschuldig an der ungemütlichen Kälte des Zimmers war, daß er eine ganz gute Wärme von sich gäbe, wenn nur etwas Vordeutliches hineingestellt würde, wollte er nicht verraten.

„Herr Professor, ich habe einen Vorschlag, eine Bitte. Es trifft sich wunderbar, daß ich in meinem Hause seit dem 1. Oktober zwei Zimmer leer stehen habe, die passen für Sie. Tun Sie mir den Gefallen und beziehen Sie diese, und zwar zu demselben Preis, den Sie für Ihre jetzige Wohnung zahlen. Einverstanden?“

Gellert war bewegt und erfreut über des Fremden Anerbieten. Er schlug herzlich in die dargebotene Hand ein und sagte: „Ja, so nehme ich denn Ihre Freundlichkeit mit Dank an.“

„Schön, wie mich das freut! Auch mein Enkel, er ist mein einziges, was ich noch habe, wird große Freude haben, wenn ich ihm sage, daß der berühmte Professor Gellert in mein Haus zieht. — Was Ihnen an Möbeln fehlt, kann ich Ihnen stellen ich habe übrige genug, und die beiden Zimmer sind bedeutend größer als das Ihrige hier. Meine langjährige Haushälterin kann mit für Ihre Bedienung sorgen, wenn es Ihnen recht ist. Kommen Sie, bitte, gleich morgen, Ihr neues Reich anzusehen. Ist es Ihnen recht, so schicke ich Ihnen dann sogleich Wagen und Leute zum Umräumen. Lassen lassen Sie das alles meine Sorge sein, Sie bereiten mir nur eine Freude wenn ich mich Ihnen etwas dankbar erweise kann.“ —

Nach herzlichen Abschiedsworten entfernte sich Herr Türfeld.

Der junge Gelehrte saß still und staunend vor seinem Schreibtisch mit gefalteten Händen; sein Geist zog aufwärts, und er dankte seinem Gott für die ihm wieder erwiesene Hilfe und Wundergute. — Bald ergriff er die Feder und schrieb:

„Wie groß ist des Allmächtigen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht röhrt,
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank ersticht, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht;
Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!“

2. Hofft auf den Herrn, er hilft so gern!

„Denk, Großvater, unser Professor hat mir heute erzählt, daß er, noch nicht elf Jahre alt, sich schon sein Brot mit Abschreiben verdient habe. Zu frohen Spielen mit seinen Kameraden und Geschwistern wäre er nur höchst selten gekommen. Das kann ich mir denken. Ach, wenn ich außer meinen Schulaufgaben noch für Verdienst arbeiten müßte! Ich mag mir das gar nicht vorstellen — ich sehe nun erst ein, wie gut ich es habe, Großvater.“

Ein frischer, braunlockiger, etwa zwölf Jahre alter Knabe, Tobias Kärnten, sah bei den Worten treuherzig zu seinem Großvater, Herrn Türfeld, den wir schon kennen, auf.

„Das freut mich, mein Junge,“ erwiderte er und strich liebkosend über den Lockenkopf seines Enkels.

„Ja, ja, von unserm neuen Mieter kannst du nur Gutes hören und lernen, ich segne die Stunde, in der er bei uns einzog.“

„Sein Vater war Pfarrer, wußtest du das, Großvater? Und zwölf Geschwister hat er gehabt. Sehr knapp, sagte er mir, wäre es immer bei ihnen daheim zugegangen. Darum ist er gewiß so kränklich. Der arme Professor! Hanne spricht, sie hätte ihn schon so manches Mal laut stöhnen hören, so plagen ihn also die Schmerzen. — Der Professor hat einen älteren Bruder in Petersburg; der ist dort Lehre, und er erzählte mir von ihm allerhand Wichtiges. Heute habe ich ihn gefragt, ob ich meinen Freund, Peter Walpurgis, einmal mit zu ihm bringen dürfte, er möchte ihn so sehr gern kennen lernen. Er hat es erlaubt, und ich will es Peter gleich sagen. Sein Vater wird es freilich nicht wissen dürfen, denn er hält nichts auf unsern Professor; er behauptet, er wäre ein Sonderling; überhaupt sei er ihm zu fromm. Es ärgert ihn auch, daß er sich nicht verheiratet.“

„Das ist doch sehr begreiflich, daß er dazu bei seiner großen Kränklichkeit keine Lust hat,“ warf der Großvater ein, „Herr Walpurgis sollte nur mal den prächtigen Mann kennen lernen, dann würde er anders urteilen. Ich lasse nichts auf Ihn kommen.“

Während sich Großvater und Enkel über Gellert unterhielten, sah in dem stattlichen Kaufmannshause in seinem großen Kontor der reiche Kaufherr Heinrich Walpurgis. Riesige Kontobücher waren vor ihm aufgeschlagen, aber die sonst fleißige Hand ruhte, und die klugen Augen blickten traurig vor sich hin. — Seine Gedanken waren nicht bei den Zahlen, die vor seinen Augen standen, sondern im nebenanliegenden Gemach, in dem auf einem Ruhebett sein über alles geliebtes Weib schlummerte. Schon seit Monden war sie matt und krank. Die Aerzte versuchten bald dies, bald jenes, bisher ohne Erfolg, und immer gedrückter, ja fast schwermütiger wurde die sonst allezeit frische, heitere Frau Meta. Weder die liebreichsten Worte des Gatten noch die munteren Späße des lustigen Peter, noch das kindlich frohe Geplauder der fünf-

jährigen Edelgarde vermochten ein Lächeln auf das Gesicht der Kranken zu bringen.

Was sollte noch werden? — Soviel hatte sich Herr Walpurgis von den Besuchen des liebenswürdigen Pfarrherrn versprochen. Aber heute hatte ihn Meta gebeten: „Schid mir den Geistlichen nicht mehr, seine Worte von der allweisen Vorstellung Gottes tun mir weh. Er hat gut reden, der gesunde Mann er weiß nicht, wie es einem Kranken zumute ist.“

Der Kaufherr seufzte tief auf. Ein grausames Schicksal war es, das ihm so hart mitspielte. Was nützte ihm Geld und Gut, wenn der Frohsinn, durch den Meta das ganze Haus beglückt hatte, gewichen war? —

Es war einige Tage später. Die hohen Fenster des beaglichen Frauengemaches im Kaufmannshause standen weit geöffnet. Ein selten schöner Tag Ende November ließ die grausigen Stürme der letzten Zeit vergessen. Die Sonne strahlte heute, als ob es warmer Septembertag wäre, und beleuchtete bis in die fernsten Winkel das trauliche Gemach Frau Metas. Es legte Zeugnis ab von der Bewohnerin, vom fleißigen Schaffen im eigenen Hedinge. Auf einem erhöhten Erkerplatz am Fenster stand das Spinnrad. Schönes Geschirr schmückte die Bretter an der getäfelten Wand, und aus kostbarem Rahmen blickten Männer- und Frauengestalten eines ehrsamen alten Kaufmannsgeschlechtes.

Frau Meta war immer von rastloser Tatkräft und grossem Schaffensdrang gewesen. Ein sicheres Aufstreten paarte sich mit weicher Frauenmilde. Ihr Wesen hatte etwas Achtunggebietendes, und dabei war es meist heiter und froh.

Nicht wenige beneideten Heinrich Walpurgis um sein liebstezendes Gemahl. Aber heute lag sie wie schon seit Monden fast teilnahmslos auf ihrem Ruhelager. Die großen Augen, die sonst so hell und klar geblickt hatten, sahen matt und trüb aus, von vielen Schatten umrändert. Unter der Frauenhaube stahl sich ein goldblondes Haar hervor und krauselte sich über die edle Stirn.

Neben ihr saß auf einem niedrigen Bänkchen aus geschnitztem Eichenholz der dreizehnjährige Peter, er hielt ein Blatt in der Hand und las seiner kranken Mutter vor. „Mutter,“ sagte er jetzt und schaute mit seinen Augen, die der Kranken auffallend glichen, von dem Blatte auf, „sind die Verse des Professors nicht wunderschön? O, du solltest ihn mal kennen lernen! Zu anregend war es bei ihm, und ich freue mich schon darauf, wenn ich ihn wieder mit Tobias besuchen darf; dann erzähle ich ihm von dir, Mutter, ja, darf ich?“

„Gutes Kind, tu, wie du willst, — aber dem gelehrten Herrn wird das sicher sehr gleichgültig sein, — doch lies mir noch einmal von Anfang an das Lied, das dir Herr Türfeld für mich geliehen hat. Dergleichen las oder hörte ich wirklich noch nie, und gern spräche ich mit jemand darüber, der es besser versteht als ich.“

Peter nahm das Blatt wieder zur Hand, eine tiefe Freude durchging ihn, daß seine kranke Mutter soviel wie seit langem nicht mehr gesprochen hatte und daß sie so begierig auf des Professors Lied war. Er las:

„Auf Gott und nicht auf meinen Rat
Will ich mein Glück stets bauen
Und dem, der mich erschaffen hat,
Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.“

Was ist des Lebens Herrlichkeit?
Wie bald ist sie verschwunden!
Was ist das Leiden dieser Zeit?
Wie bald ist's überwunden!
Hofft auf den Herrn! Er hilft uns gern.
Seid fröhlich, ihr Gerechten!
Der Herr hilft seinen Knechten.“

Chronik.

Dem Reichstag gehören 7 evangelische Theologen an, 6 bei den Deutschnationalen (Mumm, Beidt, Henzel, Prof. Strathmann, Martin, Dr. Everling) und 1 bei den Demokraten (Korell). Der Sozialdemokrat Felden ist nicht wiedergewählt. Außerdem gehört dem Reichstag an Prof. Kahl (Deutsche Volkspartei). —

Am Karfreitag hat der Berliner Rundfunk eine Ansprache von Neithard-Stahn, der Frankfurter eine von Erich Förster gebracht.

Am 12. Mai trat in Frankfurt am Main eine Evangelisch-soziale Konferenz ins Leben, die alle sozialinteressierten Evangelischen umfassen soll.

Bei von der memelländischen Regierung eingesetzte Kirchenkommissar Pfarrer Gailus hat den Kirchengemeinden, die sich des aktiven oder passiven Widerstandes gegen seine Verordnungen schuldig machten, die Entziehung aller staatlichen Beihilfen und des staatlichen Schutzes angekündigt; eine neue Verordnung überträgt alle Obliegenheiten der bisherigen Synoden auf eine neu zu bildende evangelische Landessynode des Memelgebietes. Wenn die Gemeindekirchenräte und Pfarrer sich nicht bis zum 15. Mai zusammend zu dieser Anordnung erklärt haben, wird der Kirchenkommissar für jedes Kirchspiel ein Dreimännerkollegium zur Leitung der Wahlen ernennen. Zahlreiche evangelische Gemeindevorstellungen, darunter auch eine ganz ganz litauische Gemeinde haben in öffentlichen Erklärungen der preußischen Mutterkirche Treue gelobt.

Die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten hat in ihrer Jahresversammlung in Oberhof einmütig beschlossen, fortan grundsätzlich neben den medizinischen die sittlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen.

Nachdem die lettische Regierung der deutsch-evangelischen Gemeinde in Riga widerrechtlich die Jakobikirche nahm, hat jetzt ein lettisches Gericht den Gemeindepastor Grüner zu 7 Tagen Arrest verurteilt. Mit Strafausschub im Bewährungsfalle. Der Pastor hatte im Gemeindeblatt gegen die Wegnahme als eine „Verschächerung der Kirche“ protestiert und damit der allgemeinen Überzeugung Ausdruck gegeben.

Berichtigung.

Der Aufsatz: „Die Pastorratsskonferenz in Brusque“ (Nr. 8) enthält am Schluss einen Irrtum, der dem Schriftleiter leider unterlaufen ist. Die Gewinnbeteiligung der Arbeiter entspricht nicht den Tatsachen.

Liebesgaben.

Die rührende Geschichte von der armen, kleinen, franken Hölle im „Boten von Bethel“ hat die Herzen der Schüler der Deutschen Schule von Hammonia so bewegt, daß sie 25 \$ unter sich sammelten, die, durch den Lehrer auf 30 \$ erhöht, nach Bethel überwiesen wurden.

Bei der Weihnachtsfeier am Sandbach waren 13\$100 eingekommen. Die Summe wurde Herrn Prälat Dr. Hoffmann, Stuttgart, in Gestalt eines Liebesgaben-Pakets für Bedürftige seiner Gemeinde zugestellt. Infolge von allerlei leidigen Verzögerungen kann der Dank des Herrn Prälaten an die lieben Spender erst jetzt bekannt gegeben werden.

Für denselben Zweck gaben die Herren Fr. Eberspächer und Fritz Schlegel je 2 \$; es fand sich jedoch noch keine passende und sichere Gelegenheit zur Übergabe.

Dr. Aldinger, Hammonia.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 7. Sept., 3 Uhr nachm., Gottesd. in Itoupava Norte (P. Ossas).

Sonntag, 7. Sept., 3 Uhr nachm., Gottesd. in der Velha (P. Goosmann).

Sonntag, 14. Sept., 10 Uhr vorm., Gottesd., Beichte und heil. Abendm. in Gaspar (P. Goosmann).

Sonntag, 21. Sept., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Blumenau (P. Ossas).

Vereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Sonntag, 7. Sept., Konfirmation und heil. Abendmahl in Fidelis.

Sonntag, 14. Sept., Gottesd. in Obere Massaranduba.

Sonntag, 21. Sept., 3 Uhr nachm., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 28. Sept., Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 5. Okt., Gottesd. und heil. Abendmahl in der Telegraphenlinie.

Sonntag, 12. Okt., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Untere Massaranduba; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Jacú-assú.

Sonntag, 19. Okt., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 26. Okt., Gottesd. in Itoupava-Rega.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Otton.

Vereinigte Evangelische Gemeinde Badenfurt.

Sonntag, 7. Sept., 10 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Badenfurt.

Sonntag, 21. Sept., 10 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendmahl in Itoupavazinha.

Sonntag, 28. Sept., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Fortaleza.

Pfarrer Goosmann.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 7. Sept., Gottesd. in Obere Rega.

Sonntag, 14. Sept., Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 21. Sept., Gottesd. in Pommerode.

Sonntag, 28. Sept., Gottesd. in Benjamin Constant.

Sonntag, 5. Okt., Gottesd. in Nibeirão Grande.

Sonntag, 12. Okt., Gottesd. in Pommerode.

Sonntag, 19. Okt., Gottesd. in Rio Serro; 2 Uhr nachm., Gottesd. in Obere Rega.

Sonntag, 26. Okt., Gottesd. in Testo Central.

Die Gottesdienste beginnen um 1½10 Uhr.

Pfarrer Langbein.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 7. Sept., Gottesd. in Beneditto Novo; nach dem Gottesd. Konfirmandenaufnahme.

Sonntag, 14. Sept., Gottesd. in Cedro Alto.

Sonntag, 21. Sept., Gottesd. in Carijos.

Sonntag, 28. Sept., Gottesd. in Rio Adda.

Sonntag, 5. Okt., in Timbo Kirchfest aus Anlaß des 25-jährigen Bestehens der Pfarrgemeinde Timbo.

Sonntag, 12. Okt., Gottesd. in Beneditto Novo.

Sonntag, 19. Okt., Gottesd. in Cedro Alto.

Sonntag, 26. Okt., Gottesd. in Carijos; 3 Uhr nachm., Gottesd. und heil. Abendm. in Obermulde.

Die Gottesdienste beginnen um 1½10 Uhr vorm.

Pfarrer Höhlfeld.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 7. Sept., ½ Uhr vorm., Gottesd. in Neu-Bremen; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Ob. Rafael.

Donnerstag, 11. Sept., 8 Uhr vorm., Gottesd. in Neu-Stettin.

Sonntag, 14. Sept., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Canellabach;

3 Uhr nachm., Gottesd. in Serra Vencida.

Sonntag, 21. Sept., ½ Uhr vorm., Gottesd. in Neu-Breslau; 3 Uhr nachm., heil. Abendmahl in Unt. Rafael.

Sonntag, 28. Sept., ½10 Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia.

Sonntag, 5. Okt., 10 Uhr vorm., Gottesd. und heil. Abendm. in Helvetia (Serra).

Pastor Grimm.

Evangelische Gemeinde Bella Aliança.

Sonntag, 7. Sept., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Tayó.

(Am 6. Sept., wegen der Reise nach Tayó, keine Trauungen!)

Sonntag, 14. Sept., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Cobras.

Sonntag, 21. Sept., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Rio do Sul.

Sonntag, 28. Sept., Gottesd. in Matador.

Sonntag, 5. Okt., Gottesd. in Trombudo.

Sonntag, 12. Okt., Gottesd. in Braço do Trombudo.

Sonntag, 19. Okt., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Pouso Redondo;

2 Uhr nachm., Gottesd. in Pombas.

Sonntag, 26. Okt., 9½ Uhr vorm., Reformationsfestfeier und heil. Abendm. in Mosquito.

Freitag, 31. Okt., Reformationsfestfeier (Opfertag für den Gustav-Adolf-Verein) in Rio do Sul.

Pfarrer Pöschl.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 7. Sept., Gottesd. in Brusque; danach Kinder-gottesdienst.

Sonntag, 14. Sept., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 21. Sept., Gottesd. in Brusque; danach Kinder-gottesdienst.

Sonntag, 28. Sept., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 5. Okt., Gottesd. in Brusque; danach Kinder-gottesdienst.

Pfarrer Ratton.